Kontrapunkt II [Fortsetzung]

Autor(en): **G.E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **19 (1912)**

Heft 40

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-539396

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

in Bluse und Jakobinermütze predigen, statt auf Abstellung wirklicher Mängel in den Staatseinrichtungen auf gesetzlichem Wege zu wirken. Die Bücher und Blätter seines Berufes und seiner Partei nicht beachten und denen der Gegenpartei nachlaufen, ist noch ärger, als an der herrlichen Centifolienrose im Hausgarten vorbeigehen und der schmutziggelben Giftblume auf dem Felde nachspüren."

Warum wir diese Gedanken der Vergessenheit entrissen? Es schien uns dieses zeitgemäß zu sein angesichts der Propaganda hinsichtlich von allerhand Preßprodukten. Ist es doch üblich, daß von gewisser Seite aufdringlich daraufhin gearbeitet wird, daß ja jeder junge Lehrer in den sehr entbehrlichen Besitz von Meyers Konversationslexikon gelangt. Wir mahnen junge Lehrer diesbezüglich sehr zur Vorsicht! Ferner soll es vorgekommen sein, daß an einem paritätischen Lehrerseminar von einem Professor öffentlich Propaganda gemacht wurde für die „Schweiz. Lehrerzeitung" zu ungunsten der „Päd. Blätter", was zum mindesten als taktlos mißbilligt werden muß. (Gegen solche Frechheit hilft nur Charakterfestigkeit und Ueberzeugung. Eine feige Memme duckt sich, auch wenn sie innerlich knurrt. D. Red.) —r.

Kontrapunkt II.

Der freundlichen Einladung des Herrn — ss —, S. will ich gerne Folge leisten und „noch etwas weiter kontrapunktieren", nicht um der Person, sondern um der Sache willen, nicht aus Oppositionslust, sondern in der Ueberzeugung, daß mancher musikalische Leser aus der Kenntnisnahme eines gegensätzlichen Standpunktes nur Nutzen zieht und zu eigenem Nachdenken, ja vielleicht sogar zu selbständigen Versuchen im strengen Satze angeregt wird.

Die Streitfrage, welche Methode des Kontrapunktunterrichtes die bessere sei, die ursprüngliche, die fundiert auf Fux'ens Gradus ad Parnassum, oder die neuere, welche die Grundsätze mehr aus der zeitgenössischen Musik ableitet, ist alt. Wer sich darüber orientieren will, lese die Vorreden zu den Kontrapunktlehren von Albrechtsberger, Richter, Jadassohn, Marx, Bellermann, Bußler Haller, Riemann, Krehl usw. usf. Eine Einigung ist bis anhin nicht erzielt worden. Auch weder Herr — ss —, glaube ich, noch der Unterzeichnete erdreisten sich zu behaupten, in der Frage eine definitive Lösung gefunden zu haben. Sie muß aber dennoch kommen, ja sie ist teilweise schon gefunden: Stephan Krehl scheint mir Recht zu haben, da er schreibt: „Unseres Erachtens wird künftighin wieder vielmehr auf die verschiedenen Stilarten hingewiesen werden müssen

und in den einzelnen Abteilungen in anderer Weise, als es bisher meist geschehen ist, zur Sprache zu kommen haben, was zulässig ist oder nicht. Die Kirche bedarf einer andern Sprache als das Theater, in der Kammermusik ist eine vornehmere Ausdrucksweise als im symphonischen Stil erforderlich. Je mehr der Schüler sich zwingt, eine andere Tonsprache je nach dem Musikstück, welches er schreibt, anzuwenden, um so mehr wird er auch Sinn für den erforderlichen Kontrapunkt erhalten .... Mit großer Strenge muß mindestens zwischen Vokalsatz und Instrumentalsatz unterschieden werden." usw. Diese Sätze sind einleuchtend. Vom Bewußtsein ihrer Richtigkeit ganz durchdrungen, schrieb ich jenen ersten Artikel (vgl. No. 36 der P. Bl.) nicht so sehr zur Erwiderung als zur Ergänzung zu demjenigen des Herrn — ss —, indem ich mich ausdrücklich nur an „unsere katholischen Lehrer, Chordirigenten und Organisten" wandte. Was ich also in diesem Zusammenhang über Kontrapunkt schrieb, bezog sich nur auf Kirchenmusik. Das scheint Herr — ss — übersehen zu haben, sonst könnte er nicht Richard Wagner gegen mich ins Treffen führen mit seinen „kontrapunktlichen Freiheiten (unvorbereiteten Vorhalten, alterierten Tönen . . . .)", alles Sachen, an denen ich mich seiner Zeit — dem Herrn — ss — sei es zur Beruhigung gesagt — in München „weidlich erbaut" habe, weil es im Theater, im Konzertsaal war. Hätte ich Aehnliches in einer Kirche gehört, ich hätte mich ganz sicher nicht daran erbaut und Herr — ss — gewiß ebenso wenig. Möchte es vielleicht auch gut klingen — in die Kirche paßt es nicht. „Was gut klingt, ist erlaubt". Dieser Satz Karl Piepers trifft nicht zu für Kirchenmusik; sie hat andere Normen als die profane Musik. Daraus erhellt zur Genüge, daß der Kirchenmusiker, der Dirigent, der Organist, beim Studium des Kontrapunkts, des strengen Satzes, mit dem erst die „eigentliche Fachbildung des Komponisten als solchen beginnt, seit Jahrhunderten bis auf diesen Tag", (L. Bußler) anders vorzugehen hat, als der profane Musiker. Für diesen mag der Lehrgang, wie Herr — ss — ihn kurz angibt, vortrefflich sein, für den erstern genügt er kaum, wenigstens nicht in den Anfängen bis zur Uebung in den Nachahmungsformen, die ja wesentlich dieselben sind, ob sie nun in den Kirchentonarten oder in den Dur- und Molltonarten sich bewegen. Es ist unmöglich, hier eine kurze Skizze zu geben von dem Lehrgang, den der Kirchenmusiker beim Studium des Kontrapunktes am besten gehen kann. Anhaltspunkte sind bereits in meinem vorigen Artikel gegeben. Das eine nur sei bemerkt, wer den „traditionellen Lehrgang und die klassische Methode" einschlagen will, muß keineswegs „3—6 Jahre an der Quelle" sitzen und vom

Borne der musikalischen Weisheit trinken". Zwei Jahre genügen vollständig. Unsere Kirchenmusikerschulen haben sogar fast nur einjährige Kurse, und diese genügen, Talent und eifriges Studium vorausgesetzt, jedem, (ausgenommen dem, der sich speziell zum Komponisten berufen glaubt), um sich nachher selbständig weiter bilden zu können.

Ein Satz des Herrn — ss — will mir nicht gefallen. Herr — ss — setzt die Kenntnis den Kirchentonarten voraus; „das Gebiet wird behandelt, wann der Schüler die Chorale harmonisiert." Das ist ein ganz neuer Standpunkt. Bis anhin sprach man in der katholischen Kirchenmusik nur vom Choral, unterschied meinetwegen zwischen dem Regensburgerchoral [Medicaea 1614] und dem traditionellen [vaticanischen] Choral. Die Protestanten allein sprechen von Chorälen und verstehen darunter jenen ein- oder mehrstimmigen deutschen Kirchen- oder Gemeindegesang, wie er sich seit dem 16. Jahrhundert durch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde und Nachfolger, eines Senfl, Walther, Praetorius, Eccard, Osiander u. a. entwickelt hat und später, namentlich durch die Neubearbeitungen Seb. Bach's zu ungleich höherer Bedeutung gelangte. Es ist unzweifelhaft richtig, daß eine Harmonisierung solcher Gesänge durch den Schüler von großem Wert ist; fast jede Harmonielehre weist darauf hin. Diese protestantischen Choräle haben aber mit unserm Choral nichts gemein als den Namen und daß man an ihnen die Kirchentonarten studieren könne, davon ist keine Rede; wohl aber am gregorianischen Gesang. Dieser wird aber in den meisten Harmonielehrbüchern übergangen oder mit einigen veralteten und nicht mehr zutreffenden Bemerkungen abgetan (ausgenommen in den Lehrbüchern, die speziell für kirchenmusikalische Bildungsanstalten berechnet sind). Vorteilhaft lassen sich die Kirchentonarten studieren in den Werken der Klassiker des 16. Jahrhunderts, obschon die mehrstimmige Praxis manches an denselben änderte. Darum bietet nach Ansicht bewährter Kontrapunktlehrer gerade die erste Zeit des Kontrapunktunterrichtes die beste Gelegenheit, die Schüler an Hand von Beispielen aus Meisterwerken der Acapellazeit auf die Eigenheiten der Kirchentonarten aufmerksam zu machen; das Studium derselben ist und bleibt die beste Vorschule für den kirchenmusikalischen Kompositionsunterricht.

Mit diesen Bemerkungen, die man als Ergänzung zu meinem ersten Artikel auffassen mag, glaube ich den Standpunkt des Kirchenmusikers gegenüber dem mehr allgemein musikalischen Standpunkt des Herrn — ss —, hervorgehoben zu haben. Daß dieser Standpunkt gerechtfertigt ist, beweist die Geschichte der Kirchenmusik zur Genüge. Nur allzu gerne

ließ ſich dieſe letzte ſeit 300 Jahren von den zeitweiligen Strömungen der profanen Muſik mitfortreißen. Demgegenüber wollen wir feſthalten an den bewährten Errungenſchaften einer großen kirchenmuſikaliſchen Vergangenheit, anderſeits auch das Gute der zeitgenöſſiſchen Muſik dankbar anerkennen und nach Möglichkeit verwerten. Nochmals, die Kirche bedarf einer andern Sprache als das Theater, als der Konzertſaal, die muſikaliſche Vorbildung des Kirchenmuſikers, die eigentliche Fachbildung; der Kontrapunktunterricht hat darauf Rückſicht zu nehmen. Darum nur nicht immer einſtimmen in den Ruf der muſikaliſchen Stürmer und Dränger in der profanen Muſik, die alles über den Haufen werfen, was ihnen nicht in den Kram paßt; keine Regel und kein Geſetz mehr anerkennen und alles gelten laſſen, „wenn es nur gut klingt“. Aber o ja, was klingt nicht alles gut in den Ohren dieſer Herren!!

Zürich, 21. IX. Dr. G. E. —

Herbſtbrief.

(Aus dem Thurgau.)

(z-Korr.) „Heut iſt Sankt Michaelitag; da gibt es lange Ferien,“ ſo leſen unſere Drittkläßler in dem Leſeſtück „Der Herbſt als Färber“. In der Tat dürften mit „Micheli“ an weitaus den meiſten Schulen die fröhlichen Herbſtferien begonnen haben. Wer von uns Großen erinnerte ſich nicht des Ferienglückes der eigenen Jugendzeit! Welch' eigenartigen Zauber vermochten vorab die langen Herbſtferien auf uns Jungen auszuüben! Nicht die anſtrengenden Arbeiten des Heuet und Emdet mußten dann verrichtet werden, da lagen vor der freiheitsfreudigen Seele der poetiſche Hüterdienſt mit dem Hirtenfeuerlein, über das man ſich im Hoch- und Weitſprung üben konnte, die Obſt- und Weinleſe, die Kartoffelernte. Welchem Buben klopfte nicht das Herz vor freudigem Arbeitseifer, wenn er den Obſtſegen von einem kleinen Moſtler ſchütteln durfte! Wie wichtig dünkte man ſich gar, wenn man der Mutter einen ſelbſtgeleſenen Korb voll Goldparmänen überreichen konnte. Den Clou der Herbſtfreuden bildete indes der Moment, wo man, mit Scheere und Kübel verſehen, mit den Großen zur Weinleſe auszog. Die Freude, die den glücklichen Bauer bei dieſem Anlaß mit einer alten Kugelflinte ſchießen ließ, erweckte in dem kleinen Herzen des zukünftigen Eidgenoſſen ein lebhaftes Echo. Wenn man dann noch mit an den Wiler Obſtmarkt durfte, wo es nach günſtigem Handel in der „Linde“ oder im „Schwanen“ eine Portion brauncs Voreſſen gab, dann waren die Herbſtferien reich an großen Ereigniſſen geworden, und da durfte man es dann ſchon wieder in die Winterſchule wagen.